



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dupré, Eduard: Unstern : aus den Erzählungen eines alten Advokaten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Philippeville, Algier, Oran und auf Korsika die Befestigungen von Ajaccio und Bonifaccio zu verstärken. Hierdurch schuf man sich ein strategisches Dreieck, dessen Spitzen in Toulon, Bizerta und Oran ruhn, und das, unterstützt durch die befestigten Häfen Korsikas und der algerisch-tunesischen Küste, für die Beherrschung des westlichen Mittelmeers stärker ist als die strategische Linie Gibraltar-Malta. Korsika insbesondere ist für Frankreich ein guter Stützpunkt für Unternehmungen gegen die toskanische und römische Küste. Daher auch die umfangreichen Forderungen für Korsika im französischen Marinebudget für 1901. Was die nordafrikanische Küste anbelangt, so sind für Oran und Bône zwei Trockendocks für Kriegsschiffe geplant, Bône erhält außerdem eine Torpedobootstation erster Klasse und eine Ladestelle für Unterseeboote. Aus derartigen Thatsachen der französischen Marinepolitik erkennt man besser als aus den billigen Versicherungen der Pariser Blätter, ob Italiens Interesse auf dem Mittelmeer von französischer Seite bedroht ist oder nicht. Und vor allem ein drohendes Fragezeichen nicht nur für Italien, sondern für ganz Europa, das vom Mittelmeer zehrt, ist und bleibt das alte geheimnisvolle, plötzlich wieder auferstandne Hippo Zarythus!"

So konnte es nicht fehlen, daß Admiral Gervais, der erst kürzlich wieder Bizerta besichtigte, nur noch einen Wunsch für diesen Ort kannte, nämlich den spezifisch französischen Wunsch nach besondern Einrichtungen für Unterbringung von Unterseebooten von größerm Tonnengehalt, in noch ausgedehnterm Maß, als dies für Bône schon vorgesehen ist. Sonst war der Admiral von den Befestigungswerken dieses tunesischen Haupthafens sehr befriedigt und entzückt. Und mit ihm zweifellos ganz Frankreich, das hier in der That ein Kleinod aus der Meeresflut gefischt hat, um das es von ganz Europa beneidet, von Italien gefürchtet und — von England rechttschaffen gehaßt wird.



Unstern

Aus den Erzählungen eines alten Advokaten

Von Eduard Dupré*)



auf dem Bergkeller war Militärmusik. Das war ein geräumiger Garten vor der Stadt. Ein kleiner deutscher Kaufmann, der zur Zeit des Krieges aus Frankreich vertrieben worden war, hatte dort die Wirtshaft erworben und gab den armen Musikanten zuweilen etwas zu verdienen; die lagen damals im allgemeinen ziemlich brach. Man ging aus Patriotismus hin; auch abgesehen davon war es draußen ganz hübsch, und das Bier war gut, die Gesellschaft allerdings sehr klein, immer dieselben Leute, deutsche Beamte aller Art.

*) Verfasser von Fortunatus Laatschy und Dina, zwei Erzählungen, die im Verlag von Fr. Wilt. Grunow erschienen sind.

Der Garten war matt beleuchtet durch Öllampen, die auf den Tischen standen; es war eben alles nur Notbehelf. Die Musik spielte mit Vorliebe wehmütige Weisen, alte, heimatliche Volkslieder und dergleichen. Die laue Sommernacht trug die Töne dahin, und die Menschen, die das Schicksal aus allen deutschen Gauen in dieses immer noch recht fremde Land zusammengeführt hatte, konnten dabei von fernen Dingen träumen, wenn sie wollten.

Wir saßen etwas abseits in einer gemütlichen Ecke. Nicht weit von uns war der gesellschaftliche Mittelpunkt. Da war wieder einmal die deutsche Flotte versammelt. Diesen Namen hatte unser Freund, der böse Friedensrichter, aufgebracht. Es sollte eigentlich heißen: „Die flotte Gesellschaft.“ Sie bestand aus einer Gruppe höherer Beamten mit ihren Familien, die überall dabei waren, wo man sich amüsierte, und falls niemand sonst sich amüsierte, thaten sie es allein. Dr. Stürmer, der Redakteur, behauptete, sie seien ein chronisch gewordener Privatfestschubel von 1870 her. Den Kern bildeten der Wasserbauinspektor Drysen, genannt der Admiral, der Postdirektor Stork, der Polizeidirektor Becker und der Landwehrmajor Weiße. Dazu kamen dann wechselnde Konfitepanten. Der große runde Tisch reichte nicht aus; in unregelmäßigem Kreise saß man gedrängt um ihn herum; es ging sehr fröhlich her.

Hören Sie nur, wie hübsch Fräulein Strademann soeben gelacht hat, sagte der Friedensrichter zu meinem Kollegen Schiefrieh; lockt Sie das nicht?

Dr. Stürmer aber stupfte diesen ermutigend in die Seite: Ich empfehle Ihnen Fräulein Johanna Stork; einen Leutnant haben Sie hier nicht wieder zu befürchten. Aber machen Sie voran.

Schiefrieh lächelte verschämt: Wollen Sie mich denn los sein?

Nein, sagte der Friedensrichter, wir sind uns wohlbewußt des Opfers, das wir bringen, wenn wir Sie verheiraten. Aber die Sache will es. Ich bin für Fräulein Strademann; das Fräulein Johanna ist zu schlicht für Sie. Sie brauchen etwas brillantes, wo Sie auch zugleich eine gewisse Stütze finden. Sehen Sie doch einmal diese prächtige Stütze an. Und den Polizeidirektor als Schwiegervater oder vielmehr Stiefschwiegervater zu haben, muß ein Genuß sein. Er ist ja ein Brachtkerl, verzeihen Sie den burlesken Ausdruck, für den Fall, daß aus der Sache etwas wird.

Auch die Schwiegermutter hat ihre Verdienste, meinte ich; daß sie in höhern Semestern noch so einen Kraftmenschen in das Joch ihrer zweiten Ehe zu fesseln gewußt hat, ist aller Ehren wert. Beim Heiraten muß man immer erst die Schwiegermutter betrachten; denn so wird die Braut doch einmal. Greifen Sie zu, Schiefrieh!

Meine Schwiegermutter wäre auch nicht so übel, murkte Stürmer, den unsre abweichende Meinung zu verdrießen schien. Sie hat etwas anspruchloses, was ich gerade bei einer Schwiegermutter hoch anschlage.

Neulich waren Sie alle für Cécile Benner, warf der Heiratskandidat in offener Auflehnung ein. Ich lasse mich von Ihnen in keiner Weise bestimmen. Sie wissen selbst nicht, was Sie wollen. Jetzt soll ich wieder zwei andre heiraten.

Nicht zwei, nicht drei, Sie Mann mit den Mormonengedanken, fuhr ihn der Friedensrichter an; nachdem wir aber einmal die Verantwortung übernommen haben, daß Sie unter die Haube kommen, haben Sie nicht mehr das Recht, sich willkürlich den gegebenen Möglichkeiten zu entziehen. Wir verlangen, daß Sie sich diese ausgezeichneten jungen Damen wenigstens ansehen und günstigenfalls eine davon für sich gewinnen; mehr erlauben wir Ihnen ohnedies nicht. Für den Fall des Mißlingens bleiben Ihnen alle Rechte auf Fräulein Cécile Benner selbstverständlich vorbehalten. Thun Sie Ihre Pflicht; Europa wartet auf Sie.

Nun, ich kann ja einen Augenblick hinüber gehn, sagte endlich der so Ermahnende fügsam. Er erhob sich unter unserm Beifall und begrüßte den fröhlichen Kreis am andern Tisch. Neben Fräulein Strademann fand er Platz; bald war er in lebhaftester Unterhaltung verwickelt.

Mein Kollege Dr. Schiefrieh hatte ein neues Element in unsre übermüthige Junggesellenwirtschaft gebracht. Kaum war er in der Praxis etwas warm geworden — das ging damals rasch —, so hatte er seine Absicht verkündet, zu heiraten, und alsbald wurde es als eine gemeinsame Angelegenheit der ganzen Gesellschaft anerkannt und behandelt, daß dieser Plan zur Verwirklichung gebracht werde. Die Schwierigkeit lag in der Auffindung eines geeigneten Gegenstands. Grundsätzlich wäre es das Beste gewesen, eine Gchäfflerin zu heiraten. Diese Art der Germanisierung — und zum Germanisiren fühlten wir ja alle den Beruf — hatte etwas ganz besonders verdienstvolles. Aber da war schwer anzukommen. Man kannte ja niemand. Schiefrieh erklärte ein über das andre mal am Hotelstisch, das Eis müsse gebrochen werden: er sei bereit, jedes Opfer zu bringen. Der Friedensrichter hielt ihm endlich einmal vor, er solle doch hier nicht so laut von seinen wohlmeinenden Absichten reden. Der Hotelbesitzer Benner, der immer geschäftig im Saale einherschritt, habe ja selbst eine Tochter; wie leicht konnten da Hoffnungen geweckt werden. Seitdem galt Schiefrieh erst bei uns und dann auch bei sich selbst als der erklärte Bewerber von Fräulein Cécile Benner. Sehr auf Entfernung allerdings. Denn der Hotelier selbst war wohl sehr nett und liebenswürdig mit uns, aber seine Tochter zeigte er in keiner Weise. Auf der Straße konnte man ihr begegnen. Wir hatten uns allmählich die wichtigsten schwarz gekleideten Erscheinungen dieser Art klar gemacht. Damit kam man aber nicht voran.

Deshalb hatte Schiefrieh unter unsrer Zustimmung darauf gesehen, noch andre Eisen zugleich am Feuer zu haben. Das letzte Eisen dieser Art war die jüngere Tochter des Postdirektors gewesen; aber als die Sache im besten Zuge zu sein schien, kam das Schicksal rauh und kalt in der Person des hübschen Leutnants Rode und nahm ihm die beabsichtigte Braut vor der Nase weg. Er nahm eine Zeit lang die Miene eines Witwers an und verkündete die künftige Alleinherrschaft von Cécile Benner. Seit kurzem aber hatte er begonnen, auch andern Heiratsmöglichkeiten wieder in seinem Herzen Raum zu geben, und unsre freundschaftliche Mähehaltung war dadurch aufs neue in Bewegung gekommen.

Warum haben Sie mir meinen Zirkel gestört, sagte, als Schiefrieh weggegangen war, Dr. Stürmer zu dem Friedensrichter; ich hätte den hoffnungsvollen jungen Mann so gern mit Fräulein Johanna verheiratet.

Mir ist's ja gleich, wenn er nur überhaupt heiratet. Ich kann mich künftig Ihrer Kandidatin anschließen, wenn Sie Wert darauf legen.

Ich möchte dieses Mädchen versorgt sehen. Seit mir neulich eine alte Zeitungsausträgerin berichtete, wie gut sie mit ihr war in einer Krankheit, habe ich geschworen, mich ihrer anzunehmen. Er sagte das in dem behaglich schnurrenden Ton, den er hatte, wenn es ihm gefiel, den guten alten Onkel zu spielen. Mein wirklich, fuhr er fort, sie thut mir leid. Sie paßt nicht in die deutsche Flotte, gegen die ich sonst nichts gesagt haben möchte. Finden Sie nicht, daß sie etwas gedrücktes hat?

Das sieht nur so aus neben ihrem Herrn Vater, der die Ungedrückttheit selbst ist, erwiderte der Friedensrichter. Er verkehrt jetzt viel im Militärkasino, und sobald er abends erscheint, stimmen die jungen Offiziere das schöne Lied an: Ich bin der kleine Postillon. Er macht seinen feierlichen Bureaufratenkopf dazu und dankt huldvoll.

Das Bild machte uns lachen.

Sagt man nicht, der Admiral Drysen wolle das Fräulein Johanna heiraten? fragte ich dann.

Gerade deshalb hätte ich so sehr gewünscht, daß der Schiefrieh käme und sie nähme, begann Stürmer wieder. In den habe ich doch ein gewisses Vertrauen; er ist noch ein bißchen tappig, aber sie würde schon was aus ihm machen. Der Admiral hingegen ist mir unheimlich. Sehen Sie nur, wie er das Mädchen wieder anstarrt. Klapperschlange und Kolibri!

Für eine Klapperschlange sieht er noch sehr gut aus, bemerkte ich.

Er scheint übrigens auch Nichtkolibris bezaubern zu wollen, fügte der Friedensrichter hinzu. Da erzählte mir neulich der Mann vom Zoll, daß ein Kollege von ihm ein seltsames Geschäft angeboten bekommen habe. Er sollte eine große Steinlieferung für die Rheinbaubehörde übernehmen, mit der Sicherheit, die Lieferung sofort weiter vergeben zu können um 3000 bis 4000 Thaler billiger.

Wir schüttelten die Köpfe.

Hoffentlich bietet er nicht dem Postdirektor dasselbe Geschäft an, meinte Stürmer; das könnte mich doch empören.

Den schützt sein Beamtenhochmut, tröstete der Friedensrichter. Wem ich aber in diesem Augenblick eine gute Finanzoperation am meisten gönnte, das wäre der Major.

Wir waren im besten Zuge, auf solche Weise die Schärfe unsrer Zungen an unsern Nebenmenschen zu erproben, da kam auf einmal Schiefrieh heran. Lieber Herr Kollege, sagte er zu mir, ich habe morgen nachmittag eine Sache am Handelsgericht; es ist bloß ein Wechsel, wird jedenfalls Défaüt-Urteil zu nehmen sein. Haben Sie die Güte, das für mich zu thun. Ich schicke Ihnen die Akten mit Substitutionsvollmacht.

Sehr wohl; heiraten Sie morgen?

Nein. Aber wir haben soeben einen Ausflug verabredet, zu Wagen nach Wilmarshausen und an den Rhein.

Die ganze deutsche Flotte?

Ja; Drysen läßt uns dann im Dienstboot ein Stück auf dem Rhein fahren, es wird sehr schön.

Na, viel Vergnüügen; aber die zwei- bis dreihundert Klienten werden sich morgen wundern, Sie nicht bei der Hand zu finden, mitten in der Woche!

Darauf kann ich jetzt keine Rücksicht nehmen.

Aha, Fräulein Strademann, flüsterte der Friedensrichter, ich wünsche Glück.

Noch nicht ganz, sagte Schiefrieh bescheiden und ging zum großen Tisch zurück.

Wir andern brachen auf. Über den Bogen war Wetterleuchten.

* * *

Am andern Abend kam Schiefrieh zu mir. Wie ist's gewesen? fragte ich ihn und wollte hinzusetzen: Sind Sie verlobt? Da sah ich sein verstörtes Gesicht und hielt inne. Nun, setzen Sie sich nur, sagte ich, da er immer noch schwieg; was hat es denn gegeben? Endlich saß er und begann feierlich: Ich komme zu Ihnen als dem ältern Kollegen.

Das stimmt, es macht, glaube ich, gerade ein Jahr aus.

Sie müssen sich der Sache annehmen. Die Ehre des Advokatenstandes ist beletdigt.

Ist's so schlimm?

Muß ich mir sagen lassen, daß ich ein Affe sei, und noch vieles andre? Er sprach das im höchsten Zorn, die Stimme schlug ihm um. Ich legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm. Ich verstehe, sagte er, ich muß Ihnen die Sache ruhig erzählen. Sie ahnen nicht, was alles möglich ist. Und er atmete tief und erzählte:

Wir fuhren heute morgen verabredetermaßen nach dem Rhein. Die ganze deutsche Flotte war dabei, und noch ein paar andre. Wir hatten zwei Breaks. Ich saß im zweiten neben Fräulein Strademann; ich muß gestehn, ich hatte das so eingerichtet. Der Major Weiße war auf dem ganzen Weg furchtbar wüthig und hänselte uns; aber in gutmüthiger Weise. Einmal schien mirs schon, als mache der Polizeidirektor ein böses Gesicht dazu. In Bilmarsheim stiegen wir aus, besahen die alte Kirche und gingen dann zum Rhein. Da hatte der Admiral das Dienstschiff hinbestellt; wir fuhren hinunter bis Bungenheim. Es war eine reizende Fahrt, herrliches Wetter, und der Rhein so wunderbar. Wir hatten im Wagen unterwegs geknabbert. Im Schiff wurde wieder eine Flasche getrunken. Ich war sehr vergnügt, und als wir so recht in den wilden Strom kamen, sang ich das Lied: Als wir jüngst in Regensburg waren.

Aber Sie können ja gar nicht singen.

Ich thats doch. Es war mir so wohl. Fräulein Strademann lachte sehr und meinte, es sei schade, daß ich keine Stimme hätte, ich würde sonst gewiß sehr schön singen. In Bungenheim stiegen wir aus Land und fuhren bis an den Anfang des Waldes, wo wir ein Picknick halten sollten. Alles ging gut. Fräulein Strademann hatte sich so nett und munter gezeigt, daß ich ganz gerührt war. Ich glaubte jetzt, meine Sache am besten dadurch zu fördern, daß ich ihrer Mutter etwas den Hof machte. Ich saß neben der guten Frau im Moos, und wir aßen und tranken. Ein Förster, den wir in Bungenheim mitgenommen hatten, spielte die Mundharmonika. Da fing ich auch wieder an zu singen: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten. Auf einmal fuhr mich der Polizeidirektor an: Hören Sie mal, Herr Doktor Schieftrich, Sie haben vorhin schon auf dem Schiff wenig Takt bewiesen mit der Auswahl Ihrer Lieder. Ich verbitte mir jetzt ganz ernstlich alle weiteren Produktionen. Die ganze Gesellschaft nahm das als einen etwas derben Scherz und lachte. Ich aber sah sehr wohl, daß Becker einen bössartigen Blick dabei hatte, und empfand die Zurechtweisung, je mehr ich mirs überlegte, desto übler. Ich dachte nicht mehr an Fräulein Strademann, von der er doch wirklich der Stiefvater ist, und wie man ans Zusammenpacken und Heimfahren ging, erfaßte ich eine Gelegenheit, ihn allein zu haben, und sagte einfach: Herr Polizeidirektor, Sie haben mich vorhin wegen meines Singens getadelt, ich nehme an, daß ihre Ausdrücke nicht in beleidigendem Sinne gemeint waren. Das war doch gewiß sehr anständig, nicht wahr? Er aber bekam einen roten Kopf und schaute mich ganz ingrimmig an. Es freut mich, sagte er, daß wir uns noch sprechen; ich möchte Ihnen zu verstehn geben, daß Ihre Art mit jungen Damen umzugehn mir ganz und gar nicht gefällt. Sie laufen da herum mit der Fahne des Heiratskandidaten und bilden sich ein, daß das genügt, Ihnen alles zu erlauben. Aber im Grunde sind Sie gar kein ernsthafter Mann, Sie sind ein ganz unreifer Mensch, nein überhaupt kein Mensch, ein Affe sind Sie, ein ganz gewöhnlicher Affe. — Ich war entsetzt und glaubte einen Augenblick, jetzt würde er auf mich einschlagen. Zum Glück geschah das nicht. Wir gingen ruhig auseinander. Er stieg in den ersten Wagen, ich in den zweiten. Da saß ich wieder mit dem Major zusammen. Fräulein Strademann hatte der wilde Stiefvater in den andern Wagen gesteckt. Der Major wußte von gar nichts. Er war etwas angeheitert und redete mir nur immer zu, ich solle gestehn, wie viel ich schon zurückgelegt hätte; dann schlief er

ein. Fräulein Johanna Stork aber, die an meiner andern Seite saß, muß etwas gemerkt haben. Sie fing immer wieder an, zu mir zu sprechen mit einer freundlichen Stimme, als wollte sie mich trösten. — Ich kann mir den unerwarteten Ausbruch nur so erklären, daß der Polizeidirektor beleidigt war, weil ich mich nur mit der Mutter abgegeben und ihn nicht in gleicher Weise zu ehren gesucht hatte. Aber er ist ja auch nur der Stiefvater; das hat er nicht bedacht. Sei es, wie es will, ich kann mir eine solche Behandlung nicht gefallen lassen. Meinen Sie nicht auch?

Er sah mich ängstlich an, als befürchtete er, ich möchte nur allzusehr dieser Meinung sein.

Die Geschichte war allerdings höchst sonderbar. Der Polizeidirektor, dieser joviale weltkluge Mann, wie konnte er so ausfallend werden? Kollege Schiefried war kein Mensch, der besonders imponierte. Aber er füllte doch seine Stellung aus, hatte gedient und war im Grunde ein gutmütiger anständiger Kerl. Wenn wir ihn manchmal etwas schlecht behandelt hatten, so war das immer ohne Falsch und ohne weitere böse Meinung geschehn. Hier ging die Sache doch zu tief. Er dauerte mich.

Wir wollen überlegen, sagte ich. Es ist eine schwierige Sache, Herr Kollege; was kann man thun? Auf Pistolen fordern dürfen Sie nicht ohne weiteres. Das würde unsrer deutschen Kolonie übel anstehn; wir sind hier immer noch ein wenig im Feldlager. Beleidigungsklage? Liebe ich überhaupt nicht; es kommt nichts dabei heraus; Sie haben ja nicht einmal Zeugen. Fräulein Stork werden Sie doch nicht beeidigen lassen wollen? Wir müssen die Sache anders ins Reine bringen. Ich will einmal zu dem Polizeidirektor hingehn und offen mit ihm reden; ich habe ihn bisher für einen Ehrenmann gehalten und meine immer, mit einem solchen müsse man sich verständigen können. Vielleicht haben Sie doch etwas ungeschicktes gethan, was ihn so gereizt hat. Wir werden ja sehen. Erreiche ich keine genügende Lösung, so sind Sie immer noch frei, zu thun, was Sie wollen.

Schiefried stimmte eifrigst zu. Er hatte offenbar ein großes Gefühl der Rats- und Hilflosigkeit gehabt. Wir kamen überein, daß ich anderntags gegen zwölf Uhr den Polizeidirektor aufsuchen und von dem Ergebnis alsbald Mitteilung machen sollte.

Ich hatte noch alle Mühe, die nötigen Vertagungen zu erzielen, um rechtzeitig aus der Sitzung der Zivilkammer loszukommen. Dann eilte ich, meinen Kollegen innerlich verwünschend, auf die Polizeidirektion. — Der Herr Polizeidirektor ist heute noch nicht hier gewesen, beschied mich der Sekretär. — Dann treffe ich ihn wohl zu Hause? — Ich weiß nicht, er kommt sonst immer pünktlich um neun Uhr. — Also in die Wohnung! Das war ja noch schicklicher. Langestraße Nr. 17, erster Stock. Da war die Glasthür mit dem Schild. Ich läutete. Man ließ mich warten. Ich konnte sehen, daß die Zimmerthüren drin offen standen. Ich läutete nochmals etwas kräftiger. Alles still. Auf einmal schien mirs, als hörte ich ein Stöhnen, nicht schmerzhaft, sondern wild, wie ein unterdrückter Wutschrei. Es ward mir unheimlich. Der Ton wiederholte sich. Sollte ich darauf bestehn, Eintritt zu erhalten? Ich verlor die Lust und ging langsam die Treppe hinunter. Unten wohnten Handwerksleute. Ein Mädchen stand in der offenen Küchenthür. — Beim Herrn Polizeidirektor scheint niemand zu Hause zu sein? fragte ich. — Doch, Herr, ich weiß nicht, was droben los ist; den ganzen Morgen wurden Möbel umgeworfen, und es klang wie zerbrochnes Geschirr. Ich bin schon einmal hinauf, fragen, und die Köchin, eine Norddeutsche, die ich nicht verstehe, hat mich weggeschickt. Ihre Madame wolle in Ruhe gelassen sein. — Sie schien von mir eine Erklärung zu hoffen. — Ich werde ein andermal wiederkommen,

sagte ich ablehnend. Da war offenbar nichts zu machen. Ich eilte, den Kollegen davon zu benachrichtigen. Wir kamen beide verspätet zum Mittagstisch. Da waren Leute, die alles wußten. Aber kaum hatte ich von dem mißlingnen Besuch zu sprechen begonnen, so fuhr mir der aufgeregte Kollege hinein: Es wäre doch schicklich gewesen, daß sich der Herr Polizeidirektor sofort an diesem Morgen von meinem Beauftragten hätte finden lassen. — Die ganze Tischgesellschaft, wie wir da beisammen saßen, geriet sofort in freudige Aufregung. Ein Duell von unserm Schiefried! Ich verwahrte mich ganz entschieden dagegen, Kartellträger gewesen zu sein. Aber es half mir nicht viel. Der Gedanke, daß Schiefried schießen wollte und glaube, daß sich der Polizeidirektor aus Angst vor ihm verstecke, war zu reizend, als daß man ihn losgelassen hätte. Der ganze Rest des Mittagessens war von faulen Wizen darüber begleitet. Ich hatte um zwei Uhr Handelsgerichtssitzung und machte mich davon.

Als ich um sechs Uhr von dort nach meiner Wohnung ging, grüßte mich auf dem Markthalenplatz der Schutzmann Blümcke, der mich schon lange ins Herz geschlossen hatte und gern ein wenig anredete. Diesesmal war er betrübt. Herr Doktor, sagte er, es ist zu traurig, ein so braver Mann wie unser Herr Polizeidirektor, so gut mit seinen Leuten und so schneidig aufs Geschäft; daß ihm so etwas passieren muß! — Ja, was ist ihm denn passiert? — Sie wissen nicht? Nun, da will ich nichts gesagt haben. — Sprach's und entfernte sich. Es war etwas vorgekommen, das wußte ich jetzt. Aber zunächst hatte die Neugierde keinen Platz neben den viel interessanteren Geschäften des Berufs.

Der erste, der mir abends im Klub begegnete, war mein Friedensrichter. Haben Sie schon gegessen? redete er mich an. Sie wissen natürlich noch nicht, und für den ungestärkten Magen ist's gefährlich. — Lassen Sie's drauf ankommen. Ich weiß schon, es ist irgend etwas besondres los mit dem Polizeidirektor. — Jawohl, aber Sie erraten's nicht. Nun, er ist die letzte Nacht durchgegangen mit seiner Stieftochter Fräulein Strademann. Wahrscheinlich nach Italien.

Ei ei — etwas geistreicheres wußte ich im Augenblick nicht zu sagen. Denn das war doch zu arg. Da verging mir der Witz wie der übrigen Gesellschaft. Der frohe Übermut, der sonst in diesen Räumen geherrscht hatte, war erdrückt. Stumm nahm man sein Abendessen ein; aufgeregtere Leute gaben dazwischen zornige Redensarten von sich. Später fanden wir enger Verbundenen uns wieder in unsrer Ecke im kleinen Zimmer zusammen — wir hatten überall unsre Ecke — und suchten bei der üblichen Flasche das Gleichgewicht zurückzugewinnen. Dr. Stürmer war dazu gekommen. Er hatte die verlassene Frau Becker zur Bahn gebracht. Im nationalen Interesse, sagte er, habe er dafür gesorgt, daß Sie fortkomme, und er habe die Liquidation des Hauswesens übernommen. Sie gehe zu ihren Verwandten nach Berlin. Er berichtete über seinen anstrengenden Tag. Die gutmütige, etwas bequeme Frau war ganz in Zorn und Empörung aufgegangen. In fieberhafter Hast betrieb sie ihre Abreise, geschäftsmäßig und zweckbewußt, aber dabei immer wie im Traume, gleichgültig vor sich hinstarrend und nur dazwischen wilde Flüche und Verwünschungen hervorstößend. Seltsamerweise nannte sie niemals weder ihren Mann noch ihre Tochter. Ihr Haß ging immer ins allgemeine. Die Menschen, die Welt, die Vorsehung, alles klagte sie an. Vor allem aber das Elsaß und seine Zustände. Wer hat mich in dieses Land des Teufels gebracht, wo der Teufel alles zu Grunde richtet? Warum hat man mich nicht ruhig zu Hause gelassen? Es war alles so gut, und hier ist Gift, Schmutz, Höllengestank. — Es war grauig gewesen.

Das Land hat ihr eigentlich nichts gethan, meinte ich; im Gegenteil, die

Beckers konnten hier recht zufrieden sein. Er war, glaube ich, ein kleiner Polizeileutnant in Berlin, als er hierher gerufen wurde. Das war ein Glücksfall.

Frauen sind nie gerecht, erwiderte Stürmer, am wenigsten wenn sie leiden. Ich verstehe aber doch ihren unbewußten Gedankengang. Es ist was wahres daran. Becker ist am Elsaß zu Grunde gegangen. Ich habe mir das klar gemacht. Er war ein äußerst tüchtiger, thatkräftiger, strebsamer Polizeibeamter, in Berlin im festen Gefüge des dortigen Betriebs ganz ausgezeichnet. Da kommt er hierher in höhere Stellung. Das steigt ihm in den Kopf. Er hat auch hier tüchtiges geleistet. Seine Selbständigkeit war ja ungeheuer. Von Kontrolle keine Rede. Die Bevölkerung gefügig, widerstandslös. Sein eignes gesundes Ermessen die einzige Schranke. Er fühlte sich als der Mann, der sich alles erlauben darf und keine Rechenschaft zu geben hat vor den Menschen. Im amtlichen Wirkungskreis hielt ihn die gute Berufserziehung im Geleise. Als außerhalb desselben die Versuchung an ihn herantrat, entgleiste er. Das ist die Geschichte dieses Bedauernswerten. Sie sollte uns zu denken geben.

Sie machen uns bange mit ihrer Lehre von den in den Kopf steigenden Amtsbefugnissen, sagte der Friedensrichter. Ich habe leider auch welche. Spüre ich nicht schon etwas? und er fuhr sich mit der Hand über den borstigen Scheitel. Aber ich denke, setzte er mit einem gewissen Selbstbewußtsein hinzu, wir Unverschämte sind eine Rasse für uns. Wer Julius Cäsar und Plato und Homer in seiner Jugend erlebt hat und nachher ein rechter Student gewesen ist, der ist gefest gegen so manches. In unsrer Justiz zumal wird dieses „Land des Teufels“ keinen Schaden anrichten.

Sie haben Recht, stimmte ich bei, auch einmal was Gutes von uns Juristen zu sagen; die andern Leute thuns doch nicht. Unser Herr Doktor Stürmer aber ist ein alter Theologe und darf als solcher wohl eine Bußpredigt halten. Wenn man dem armen Polizeidirektor so schön gepredigt hätte, bevor dieses Kind in den Brunnen gefallen ist, wärs vielleicht noch besser gewesen.

Da erhob auch Schiefrieh seine Stimme: Jawohl, vorher hat man mir gepredigt, ich müsse das Fräulein Strademann heiraten. Wäre ich Ihnen gefolgt, so wäre mir meine Frau am Ende nachträglich doch noch mit ihrem Stiefvater durchgegangen.

Jedenfalls! sagte ich.

Sie, Herr Doktor, schnauzte ihn der Friedensrichter wieder an, haben wahrlich am wenigsten Grund, sich über dieses traurige Ereignis zu beklagen. Erstens brauchen Sie sich jetzt nicht zu schiefen, was Sie doch hätten thun müssen. Sodann haben Sie jetzt den unberechenbaren Vorteil, ganz genau zu wissen, weshalb Sie gestern solche Grobheiten gesagt bekommen haben.

Und vor allem, fügte ich hinzu, ist Ihr Herz wieder frei von dem falschen Götzendienste, dem Sie sich, wie ich hiermit feststelle, gegen Doktor Stürmers väterlichen Rat zugewandt hatten. Sie werden jetzt reumütig zurückkehren zu der Ihnen längst zur Gattin bestimmten Johanna Stork. Eine glücklichere Lösung konnte die Sache für Sie kaum erhalten.

Schiefrieh wurde jetzt wirklich gereizt: Ich verbitte mir alle weitem Ratsschläge in meinen Familienangelegenheiten. Auf keinen Fall lasse ich mich je wieder darauf ein, daß man mich an ein Frauenzimmer heßt, bei dem schon ein andrer bereit steht, es mir wegzuschneiden. Erst war es ein Leutnant, dann ein Stiefvater, und jetzt soll ich mich wieder von dem längst auf der Lauer liegenden Wasserbauinspektor austechen lassen. Ich danke. Ich trete alle meine Rechte an Fräulein Johanna Stork hiermit ab. Heiraten Sie sie. Meine Lösung heißt wieder einzig und allein: Cécile Benner!

Gut gebrüllt, Herr Löwe, sagte kaltblütig der Friedensrichter. Da aber Fräulein Cécile immerhin noch im weiten Felde steht, werden wir darauf bedacht sein müssen, ob wir nicht die große Frage zu rascherer Erledigung führen können durch Beseitigung des mit Recht für gefährlich angesehenen Admirals der deutschen Flotte.

Töten wir den Admiral, stimmte ich ein; die Flotte ist ohnehin stark beschädigt.

Dagegen hatte auch Schiefrieh nichts einzuwenden.

* * *

Anregende Arbeit und froher Jugendmut machten, daß bei uns der Eindruck dieser Ereignisse bald verwischt war. Nur Stürmer erging sich eine Zeit lang in schwarzseherischen Redensarten. Er habe Ahnungen, sagte er, als müsse demnächst noch irgend etwas recht arges vorkommen. Wenn wir ihn auslachten, verwies er uns das: wir sollten den Reid der Götter nicht allzu sehr herausfordern. Man wußte bei ihm nie, wie weit er scherzte, und wie weit es ernst gemeint war. Aber es war erklärlich, daß die Verzweiflung der unglücklichen Frau Becker ihm besonders nahe gegangen war, und daß er dieses Bild auch nicht so leicht los wurde. Er hatte sich, wie gesagt, mit dem Verkauf der Haushaltung belastet, und das machte ihm viel Verdrießlichkeiten, denn er war nicht sehr geschickt in solchen Sachen, und doch sehr gewissenhaft.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kaiser und Bürgermeister. In das Leben des Stadtrats Kauffmann zu Berlin hat die Krone zweimal eingegriffen; das erstmal zu seinem Vorteil, indem Kaiser Wilhelm I. ein ehrengerichtliches Urteil der militärischen Standesgenossen Kauffmanns nicht anerkannte, das zweitemal zu seinem Schaden, indem Kaiser Wilhelm II. die Wahlhandlung der Berliner Stadtverordneten, die sich Kauffmann zum zweiten Bürgermeister erkoren hatten, nicht bestätigte. Für eine ganz dumme Einrichtung oder für ganz schlecht verwaltet wird also vermutlich Herr Kauffmann die königlichen Prärogativen nicht halten; andererseits ist es menschlich, wenn er sich zwar die für ihn günstigen Entscheidungen gern gefallen läßt, die Folgen der ungünstigen dagegen von sich abzuwenden sucht.

Über die Gründe, die die Nichtbestätigung Kauffmanns als Bürgermeister veranlaßt haben, ist die Öffentlichkeit durch die Regierung nicht unterrichtet worden, während im Falle Dusso, der sich vor einiger Zeit abgespielt hat, einige Notizen in ein Regierungsblatt gegeben wurden. Wenn jetzt Schweigen beobachtet wird, so darf man daraus weder zu Gunsten noch zu Ungunsten des Abgelehnten schließen, denn die Veröffentlichung aus ehrengerichtlichen Verhandlungen verbietet sich von selbst. Dagegen sind in der Herrn Kauffmann politisch nahestehenden Presse mehrfach Bemerkungen gemacht worden. Aus dieser Quelle stammen die allgemein als Thatfachen hingenommenen Nachrichten, daß die Nichtbestätigung durch die militärischen Schicksale Kauffmanns veranlaßt worden sei, und ferner, daß seiner Zeit Kaiser